



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

Heimathskunde

urn:nbn:de:hbz:466:1-8943

dem Verstande, nicht mit der Seele; und ihm fehlt der direkte Kontakt mit dem Volksgefühl. Das ist der Fluch seiner Existenz. Ein authentisches Wort des Fürsten Bismarck hierüber lautet zu stark, als daß es sich hier wiedergeben ließe. Gesetzgeber von heute sollten Etwas von dem menschlich einfachen und schlicht volksthümlichen und echt niederdeutschen Geiste eines Möser an sich haben; vollkommene Natürlichkeit ist die erste Vorbedingung jeder schöpferischen Kraft; sie führt weiter als alle Theorie. Gesetzkundige sind noch lange keine Gesetzkünstler; in Deutschland giebt es deren, von Bismarck abgesehen, sehr wenige; möchten sie sich mehren.

Heimathskunde.

Eine Berücksichtigung der geistigen Volksinteressen im nationalen und künstlerischen Sinn würde, falls man sie staatlicherseits beliebte, eine Menge von nothwendig zu erledigenden Einzelaufgaben vorfinden. Eine musterhafte Gesamtausgabe der Werke Rembrandt's ist unbedingt erforderlich, um dem deutschen Volke das bisher vielfach noch fehlende Verständniß für diesen seinen größten bildenden Künstler zu erschließen; daß sie bisher fehlt, ist fast nicht besser als wenn es an einer Gesamtausgabe Shakespeare's fehlen würde; und es ist seltsam oder auch bezeichnend genug, daß man dies nicht längst bemerkt hat. Freilich müßte es in diesem Fall eine rein objektive d. h. mit den besten Mitteln der modernen Technik und auf durchaus mechanischem Wege hergestellte Ausgabe sein; das deutsche Volk hat ein Recht darauf, Rembrandt in seiner eigenen Gestalt, nicht in der persönlich gefärbten Auffassung eines Kupferstechers und wäre es der beste, kennen zu lernen. Die Auffassung eines Kupferstechers ist so wenig für Rembrandt maßgebend, wie diejenige eines Schauspielers für Shakespeare es ist. Der Künstler selbst will befragt sein, nicht seine Interpreten. Hier liegt ein Fall vor, wo „Mechanik“ berechtigt und zwar allein berechtigt ist. Ähnliches läßt sich auf dem sprachlichen Gebiet leisten; eine volksthümlich philosophische Behandlung desselben würde die besten Früchte tragen; und es ist bereits ein Anfang zu solcher gemacht. Die von R. Abel in seiner Schrift „Ueber den Gegensinn der Urworte“ begonnenen Studien, welche sich auf den Geistesgehalt sowie auf die durch alle Zeiten fortlaufende geistige Geschichte einzelner Worte und Wortformen beziehen, sind noch einer großen Erweiterung fähig. Theilweise hat sie der genannte Gelehrte, ein echter Vertreter der echten Wissenschaft, bereits begonnen. Es könnte sich daraus eine Art von geistiger oder vielmehr seelischer Grammatik ergeben, welche die rein formale und logische Grammatik der Sprachen in glücklichster Weise ergänzt; und die geschichtliche Entwicklung sowie die angeborenen Eigenthümlichkeiten gerade des deutschen Sprachgeistes würden dadurch in neuer und heller Beleuchtung erscheinen. Hier können die Deutschen sich selbst kennen lernen; denn die deutsche Sprache ist offenbar, entsprechend der Natur des deutschen Geistes, die von allen lebenden Sprachen am meisten individuelle; wer die Quellen des deutschen Geistes kennt, kennt auch seine Ziele; und die Quellen desselben fließen in der deutschen Sprache

Endlich dürfte ein großes und wissenschaftlich gesichtetes Sammelwerk über deutsche Volksitten Volkstrachten und körperliche Volkstypen nicht minder nothwendig sein, wie eine gründliche und klarlegende Bearbeitung Desjenigen, was man „deutsche Geistesgeographie“ nennen könnte — nämlich eine wissenschaftliche Zurückführung der Einzelindividualitäten des deutschen Geisteslebens in Religion Poesie Kunst und Wissenschaft auf die betreffenden landschaftlichen sowie Stammesindividualitäten. Derartige wissenschaftliche Operationen würden, mit Verstand und Verständniß ins Werk gesetzt, das Blut im deutschen Volkskörper rascher und reiner pulsiren machen; die kritische und registrirende Thätigkeit der Wissenschaft würde hier im allereigentlichsten Sinne segensreich wirken. Nachdem die deutsche Wissenschaft sich so mannigfach schon in räumliche und zeitliche Fernen verlorren hat, könnte eine zeitweilige Rückkehr und eine vorzugsweise Konzentration auf das Heimathwesen ihr gut thun. Es wäre eine Wissenschaft im Sinne Rembrandt's, der mit seiner Heimath enger verwachsen ist als irgend ein anderer Künstler. Die Wissenschaft bleibt ihrem Wesen nach stets international; aber sie kann diesen ihren internationalen Beruf auch national anwenden. Ein Volk, das sich bewußtermaßen zur Einheit zusammenschließt wie das deutsche, hat es nur umso mehr nöthig, auch bewußtermaßen seine Vielheit zu betonen.

Die deutsche Wissenschaft kann selbstverständlich ihre bisherigen Re-
sultate nicht aufgeben; aber sie muß denselben weit mehr als bisher das
Element des Persönlichen hinzufügen; sie darf nicht mehr auf einer Seite
hinken: auf der der sogenannten Objektivität. Erst aus der völligen Gleich-
berechtigung, der innigen Durchdringung, der geistigen Paarung von Ob-
jektivität und Subjektivität gehen lebendige Neubildungen hervor. Wenn
die Kunst, nach Shakespeare, ein Spiegel ist, so kann man wohl die Wissen-
schaft einer Glasscheibe vergleichen; diese läßt das Licht durch, jener fängt
es auf; aber man darf auch nicht vergessen, daß eine Glasscheibe gerade
erst durch den dunklen Untergrund, den man ihr giebt, zum Spiegel wird;
so kann auch die Wissenschaft, wenn und insoweit sie sich der Kunst nähern
soll, eines gewissen dunklen Untergrundes nicht entbehren. Das Fenster
ist ein spezifisch deutscher und moderner Bauteil; es ist eine Glasscheibe,
welche von außen gesehen spiegelt, von innen gesehen aber das Licht durch-
läßt; ihm kann man das deutsche Geistesleben vergleichen. Dieses wie
jenes empfängt seinen dunklen Untergrund durch die Geschehnisse und Be-
standtheile des privaten häuslichen persönlichen Lebens; dieses wie jenes
empfängt sein Licht aus den weiten lebensvollen Räumen der Natur; hier
wie dort giebt es nur ein lichtempfindliches Medium; aber je nachdem
man zu ihm Stellung nimmt, wirkt es durchaus verschieden. Damit ist
das normale Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft ebenso einfach wie
deutlich umschrieben. Es bedarf nur noch eines besonderen Nachweises
über die Art der Bethätigung einer solchen Wechselwirkung; und dieser ist

Kunst und
Wissenschaft.